

Weniger bekannte keramische Dekorarten an Regensburger Bodenfunden des 15.—17. Jahrhunderts*

Von Werner Endres

Bei einigen Baumaßnahmen der letzten Jahre wurden in Regensburg mehrfach Gefäße bzw. Fragmente aus keramischem Material gefunden, deren genaue Fundumstände aus unterschiedlichen Gründen nur teilweise zu ermitteln sind. Diese Objekte wurden jeweils in nur einem oder ganz wenigen Exemplaren aus Regensburg und Umgebung bekannt. Wenn auch gelegentlich der Zufall, wie in Regensburg-Prebrunn¹, umfangreiche geschlossene Fundkomplexe ans Tageslicht bringt, so darf die Hoffnung auf derartige Glücksfälle dennoch nicht dazu verleiten, die Bearbeitung auffallender Einzelfunde laufend hinauszuschieben. Die Museen sind voll von Kisten und Schachteln mit halbvergessenen Streufunden.

Bei Berücksichtigung der Tatsache, daß mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Keramik nur selten größere Aufmerksamkeit zuteil wird, ist es nicht weiter wunderbarlich, daß zumindest im süddeutschen Bereich an keiner Stelle eine systematische Übersicht der damals bekannten und verbreiteten handwerklichen keramischen Verzierungs-techniken vorliegt. So ist die nachstehend getroffene, erste Auswahl mit Rücksicht auf diese noch unvollkommenen Kenntnisse eher als zufällig denn als repräsentativ zu betrachten. Hinweise, die sich aus keramischen Merkmalen dieser Einzelfunde ergeben und im Einzelnen noch zu begründen sind, zeigen, daß diese Gefäße zum größten Teil in Regensburg selbst hergestellt wurden und sich daher in das noch sehr unvollständige Mosaik der Regensburger Keramikgeschichte einfügen werden².

In dieser „Auswahl“ aus verschiedenen Einzelfunden werden folgende Dekorvarianten bzw. Verzierungs-techniken vorgestellt und, soweit dies beim derzeitigen Forschungsstand möglich ist, diskutiert:

1. Gefäße mit Mehrpaßmündung,
2. Miniaturgefäße mit früher Außenglasur,
3. Geschnittener, durchbrochener und gestempelter Dekor,
4. Figuraler Applikationsdekor.

Als weitere Dekorformen von besonderem Interesse, die in letzter Zeit aus Regensburg bekannt wurden, sind zu erwähnen:

* Diese Veröffentlichung wird als Nr. 13 in einer Reihe „Handwerkliche Keramik des Mittelalters und der Neuzeit in der Oberpfalz und aus Niederbayern“ (= HKO . . .) geführt. Die vorangegangenen Publikationen sind in: W. Endres, Frühneuzeitliche Keramik aus Dietfurt, Lkr. Neumarkt, in VO 119 (1979), 295 zusammengefaßt.

¹ W. Endres und V. Loers, Spätmittelalterliche Keramik aus Regensburg-Prebrunn, Veröffentl. im Manuskript abgeschlossen.

² s. Anmerkung 1, Abschnitt: Formenschatz.

5. Frühe malhorndekorierete und marmorierte Ware,
6. Steinzeugnachahmungen des 16. Jahrhunderts aus Regensburg,
7. „Gesandelte“ und polychrom glasierte Zierkeramik,
8. Gotische Zierkacheln aus Regensburg³.

Fundbeschreibung:

Abkürzungen: R-PRE: Regensburg-Prebrunn; FO: Fundort; H: Höhe des Gefäßes oder Fragmentes in cm; D: Mündungsdurchmesser in cm; DB: Bodendurchmesser in cm; Dmax: maximaler Gefäßdurchmesser in cm; HDmax: Höhe des maximalen Durchmessers in cm; B: Breite in cm; L: Länge in cm; Fotogr. u. Zeichnungen: W. Endres; Abb. 15: Stadtmuseum Regensburg; Fundverbleib: Museum der Stadt Regensburg und Privat (F/S).

1. Kannenfragment; FO: Regensburg-Prebrunn¹; Abb. 1 R-PRE 2 — L 3 — 28; (Rest) H ca 19; D ca 6,5; stark gebauchter Gefäßkörper; Ansatzstelle der Mündungszone gratig betont; Henkel mit Trocknungseinschnitten (Anmerkung 8); Randzone als Kleeblattmündung geformt; sorgfältig gearbeitetes Furchenband a. d. Bauchzone; Halszone glatt gearbeitet und mit einer mit dem Pinsel aufgetragenen braunen Spirale hervorgehoben; Scherben gelblichgrau, schwach oxidierend gebrannt; mittel bis stark gemagert, Korngröße bis ca 1 mm, Sand; hart gebrannt; feine Brennhaut⁴.
2. Kannenfragment; FO: Regensburg-Prebrunn¹; Abb. 2 R-PRE 2 — L 3 — 24; (Rest) H ca 16; D ca 8; technische Merkmale wie vorstehend 1; Zierspirale in roter Farbe; der einzige Ausguß ist im Grundriß um etwa 120° gegenüber dem Henkel versetzt.
3. Kannenfragment; FO: Regensburg-Prebrunn¹; Abb. 3 R-PRE 2 — L 3 — 25; (Rest) H ca 16,5; D ca 6,9; technische Merkmale wie vorstehend 1; Zierspirale in roter Farbe, begleitet von einer Wellenlinie; Randzone als Kleeblattmündung geformt.
4. Henkeltopf; FO: Regensburg-Pfarrergasse (Privat); Abb. 4, 17; H 9; D 8,2—8,6; DB 6,5; Dmax 10; HDmax 5; kugelförmiger Gefäßkörper mit Quetschrandboden; in der Höhe der HDmax zwei flach ausgeprägte Furchen auf der sonst glatt gearbeiteten Oberfläche; Hals- und Mündungszone durch zwei wenig ausgeprägte Furchen gegeneinander abgesetzt; Gefäßrand durch Fingerzug in ein im Grundriß annähernd gleichseitiges Dreieck umgeformt, die Ecken als Gießschnauzen ausgebildet; die Seiten sind mit je einer zusätzlichen Ausbuchtung versehen; gegenüber der einen Seite ein ösenartiger, im Querschnitt runder Henkel; Scherben grau, schwach reduzierend gebrannt; mittel bis stark gemagert; Korngröße bis ca 1 mm, vereinzelt etwas größer, Sand; Henkel etwas stärker gemagert; mittel bis hart gebrannt.
5. Miniaturgefäß: Vierpaßbecher; FO: Regensburg-Pfarrergasse (Privat); Abb. 5, 12; H 6,5; D 5; DB 3,2; Dmax 4,5; HDmax 3; nach kleinem, etwas abgesetztem Fuß steiler Übergang zur glatt gearbeiteten Fußzone; Gefäßbauch und Übergang zur wenig ausgeprägten Schulter von feinen, regelmäßigen, ca 2 mm breiten Zierfurchen überzogen; Scherben gelblichorange, oxidierend gebrannt; wenig gemagert; Korngröße im 1/10 mm-Bereich; hart gebrannt; auf der Außenseite in sich gelbbraun gefärbte, durchsichtige Glasur; Innenseite unglasiert; auf der Außenseite anhaftende geringe Tonreste und einige Glasurfehler.
6. Miniaturgefäß: Topf; FO: Regensburg-Pfarrergasse (Privat); Abb. 6, 12; H 4,2; D 3,2; DB 1,3; Dmax 4,5; HDmax 3; auf kleinem, fast nicht abgesetztem Fuß kugelförmiger Gefäßkörper mit hochliegendem Schwerpunkt; deutlich ausgeprägte, grob wirkende Zierfurchen auf Bauch- und Schulterzone; sehr feiner, umgeschla-

³ a) W. Endres, Nr. 5 und 6, Veröffentl. in Vorbereitung.

b) V. Loers, Nr. 7 und 8, Veröffentl. in Vorbereitung.

⁴ s. Anmerkung 1, Abschnitt: Technologie.

gener Rand; weitere technische Merkmale wie bei 5; auf der Außenseite mittelbraune Glasur, im Farbton wie bei 5, wegen des dicken Auftrages dunkler erscheinend; Innenseite weitgehend unglasiert; auf der Außenseite anhaftende geringe Tonreste und einige Glasurfehler.

7. Glutschale; FO: Regensburg-Prebrunn; Abb. 7, 11; R-PRE 2 — L 2 — 1; H 13,2; D 24,5; DB 10,5; Fußzone stufig profiliert, mit einem eingeschnittenen, flachdreieckig erscheinenden Windloch; darüber halbkugelförmige Schale mit umlaufendem Randfries aus alternierend angeordneten, ovalen und strichförmigen, Durchbrüchen; Rand wie bei Tellerrändern dieser Zeit leicht aufgestellt und etwas verstärkt; randständiger, beidseitig verstrichener Bandhenkel, zum Fuß hin leicht verjüngt; Scherben gelblichgrau, oxidierend gebrannt; stark gemagert, Korngröße bis 1 mm, vereinzelt etwas größer; Ziegelgrusanteile in der Magerung; mittel bis hart gebrannt; auf der Außenseite dunkelgrün glasiert, sekundär durch Bodenlagerung irisiert; Randzone der Innenseite ebenfalls in gleicher Farbe glasiert; zahlreiche Gebrauchsspuren auf der Innenseite.
8. Fuß einer Glutschale; FO: Regensburg, königl. Villa, 1979; Abb. 8 (Rest) H 4; (Rest) D ca 8; DB 12; Fußform wie vorstehend 7; Scherben rötlich, oxidierend gebrannt; mittel bis stark gemagert; Korngröße im $\frac{1}{10}$ mm-Bereich, darunter auch Ziegelgrusanteile, die deutlich feiner wirken als bei 7; mittel bis hart gebrannt; auf der Außenseite grüne Glasur, sekundär durch Bodenlagerung etwas irisiert; im Vergleich zu 7 ist der Scherben anders gemagert und etwas anders gebrannt.
9. Deckelknopf; FO: Regensburg, königl. Villa, 1979; Abb. 9, 18; (Rest) H 7,5; D 6; kranzartiger Kragen um den eigentlichen Knopf; dreiecksförmige Durchbrüche in diesem „Kragen“ (s. a. die z. T. rekonstruierte Zeichnung); auf einer ringartigen Platte radartige Einzelstempel; Scherben weißlich, oxidierend gebrannt; Magerung kaum erkennbar; hart gebrannt; auf der Außenseite lucide, grüne Glasur.
10. Fragmente mit Applikationsdekor; FO: Regensburg-Altendorferstraße; Abb. 13, 14, (15), 16;
 - a) M ca 4×4 ; Löwenkopf en profil und Karyatidenunterteil;
 - b) M ca 3×2 ; Löwenkopf en profil;
 - c) M ca 3×2 ; Engelkopf(?), Mittelstück einer Kartusche;
 - d) M ca 3×4 ; Putto, rechtes, oberes Eck einer Kartusche;
 - e) M ca 3×3 ; untere Hälfte einer Saturnfigur mit Begleitfiguren;
 - f) M ca 3×3 ; untere Hälfte einer weiteren Karyatidenfigur mit Spuren einer Anflugglasur (verglaste Bezirke);
 - g) M ca 6×4 ; Löwenkopf des unteren Querbalkens einer Kartusche;
 Scherben gelblichweiß, oxidierend gebrannt; die Applikationen jeweils bräunlich bis braungrau; Magerung kaum erkennbar; mittel bis hart gebrannt.

Gefäße mit Mehrpaßmündung (Abb. 1, 2, 3, 4, 5, 12, 17)

Das Regensburger Hafnergeschirr des 15. Jahrhunderts zeigt im Bereich der Gefäßmündungszonen vorwiegend einfache Formen:

1. Kreisförmige Grundrisse; nur selten wird ein Fragment durch eine kleine Schnauze deutlich als Gieß- oder Schenkgefäß hervorgehoben ⁵.

- ⁵ a) Bügelkannen werden an dieser Stelle als Sonderform ausgeklammert (s. Anmerkung 1, Abschnitt: Formenschatz).
- b) s. Anmerkung 1, Abschnitt: Gießgefäße.
- c) W. Endres, Kleine Gießgefäße des Mittelalters und der Neuzeit aus Niederbayern, Veröffentl. in Vorbereitung (in: Der Storchenturm).

2. Einfache Randformen; der Kragenrand, der in Regensburg in etwa seit dem 13. Jahrhundert nachzuweisen ist⁶, der einfache, umgeschlagene Kremrand, z. T. wulstig verstärkt, und die daraus abgeleiteten, glatt abgestrichenen Randprofile mit dreiecksförmigem Querschnitt des späteren 15. Jahrhunderts bestimmen eindeutig das Erscheinungsbild an allen Fundstellen des Hoch- und Spätmittelalters.

Diese Randlösungen entstehen ohne zusätzlichen Aufwand oder Zeitbedarf beim Aufdrehen der Gefäße auf der schnelllaufenden Drehscheibe⁷, wie sie sich im 14./15. Jahrhundert in der Oberpfalz überall durchgesetzt hat. Von diesen Grundtypen abweichende Formen der Gefäßmündung werden nicht auf der laufenden Drehscheibe hergestellt, sondern müssen am fast fertigen Gefäß einzeln von Hand gearbeitet werden; sie heben sich durch diesen zeitlichen und manuellen Mehraufwand von der üblichen Gebrauchsware ab. Als Beispiele für im Aufwand in etwa vergleichbare Sonderformen seien erwähnt: Zierkacheln, kleine Gießgefäße mit Rohrausguß⁸, Bügelkannen^{1, 8}, Henkelgefäße, Kannen oder Töpfe mit Mehrpaßmündung. Unter den Regensburger Bodenfunden sind intakte Gefäße mit dieser zuletzt genannten Ausformung der Gefäßmündung relativ selten vertreten, daher soll diese Art der Randgestaltung etwas näher untersucht werden. Zunächst sei der Begriff „Mehrpaß“, der zumindest in der Kunst der Gotik und im keramischen Bereich bei der Beschreibung von Gefäßen häufiger vorkommt, näher erläutert. Unter Mehrpaßmündung werden üblicherweise die Gefäßrandmündungen zusammengefaßt, die durch entsprechende Verformung eines zunächst runden, ungliederten Gefäßrandes entstanden sind und zwei oder mehr, gerundete oder auch spitz zulaufende, Ausbuchtungen bzw. „Schnauzen“ aufweisen. Diese Definition schließt Gefäße mit Ausgußrohren, wie sie in zwei- bis vierfacher Anzahl bei bestimmten Bügelkannen⁸ vorkommen, aus. Drei-, manchmal auch vierpassige (-lappige), Randformen werden auch als Kleeblattmündungen bezeichnet, gelegentlich ist auch der Name „herzförmiger“ Gefäßrand zu lesen. Diese rein formale Beschreibung gibt keine Hinweise zur Funktion der einzelnen Ausbuchtungen (Mündungen, Schnauzen). Als Anlaß zur Herstellung dieser sich von der Massenware unterscheidenden Sonderformen sind vorwiegend zwei, z. T. miteinander verknüpfte, Ursachen zu diskutieren: funktionelle und/oder dekorative Gründe. Dieser naheliegende Erklärungsversuch führt jedoch zunächst nicht weiter, denn es ist zu wenig von den Vorstellungen der zeitgenössischen Konsumenten z. B. über ihr Gebrauchs- und Prunkgeschirr bekannt, zu wenig auch über bestimmte Trinkgebräuche, wenn auch immer wieder Fabulöses über die Trinkfestigkeit und die Menge der genossenen alkoholischen Getränke zu lesen ist. Aus jüngerer Zeit gibt es noch vereinzelt mündliche Überlieferungen von geselligen Runden, wo große Mehrpaßgefäße in feuchtfröhlichem Wechsel von Mund zu Mund wanderten; dies scheint jedoch kaum die einzige und

⁶ H. Dannheimer, Die Keramik des Mittelalters von Bayern 1973.

⁷ a) A. Rieth, 5000 Jahre Töpferscheibe 1960.

b) s. Anmerkung 1, Abschnitt: Technologie.

⁸ W. Endres, Zur mittelalterlichen „Bügelkanne“ im Gäubodenmuseum in Straubing, in: Jahresbericht des Historischen Vereins f. Straubing und Umgebung 79 (1976), 129. Die an dieser Stelle vorgenommene Datierung des Straubinger Objektes muß wegen der Neufunde aus Prebrunn geändert werden: nicht mehr 13. Jahrhundert, sondern wahrscheinlich 14. Jahrhundert.

vor allem hinreichende Begründung für die Existenz dieser Gefäße zu sein. Daher ist weiter nach funktionalen oder anderen Ursachen für diese Sonderformen zu suchen.

Eine grundsätzliche Berechtigung weisen Mehrpaßmündungen dann auf, wenn das Ausgießen nach verschiedenen Richtungen ohne auffällige Richtungsänderung des Schenkgefäßes erfolgen soll. Bei größeren Kannen etc. kann diese Überlegung zutreffen (s. u.), bei kleineren, die z. B. von einer Hand umfaßt werden können (s. Abb. 4, 5), ist dies weniger einzusehen. Im Prebrunner Fund¹ finden sich einige Schenkannen mit herzförmig gestalteter Mündung, die durch die Feinheit der Ausführung und die Verzierung mit rotem oder braunem Pinseldecor⁹ (Abb. 1—3) als besseres Tafelgeschirr deutlich von der gröberen Durchschnittsware unterschieden sind. Die Hauptmündung befindet sich jeweils diametral zum Gefäßhenkel. Die Seitenpässe (-mündungen) können, von ihrer Form und Stellung am Gefäßrand her betrachtet, als Ausgießmündung verwendet werden, doch wissen wir nicht, ob diese Deutung zutrifft. Zulässig ist sie jedoch aus zwei Gründen: 1. Eine Kanne (Abb. 2) weist einen gegenüber der üblichen diametralen Anordnung verschobenen, einzigen Ausguß auf, der formal einer Seitenausbuchtung der Mehrpaßmündungen entspricht. Das Ausgießen/schenken erfolgt im Vergleich zu den üblichen Kannenformen im Winkel (ca. 120°) versetzt. 2. Eine ähnliche, aber noch stärker ausgeprägte Verschiebung von Ausgußschnauze und Henkel (in etwa senkrecht zueinander; bezogen auf den Gefäßgrundriß) findet sich bei rheinischem Steinzeug des 15. Jahrhunderts: dort wird diese durchaus nicht seltene Form als Schenk- bzw. Apothekenkanne¹⁰ angesprochen.

Wesentlich weniger verbreitet als der Kannentypus Abb. 1—3 scheint im Regensburger Umkreis die „tassen“ähnliche Gefäßform Abb. 4, 17 zu sein. Wenn auch Form und Größe zunächst die Assoziation „Tasse“ erwecken können, so impliziert dieser Name möglicherweise auch eine ähnliche Verwendung, die jedoch wahrscheinlich nicht zutrifft, da die Betonung der Achse „Mündung-Henkel“ zu sehr ausgeprägt erscheint. Nachdem bisher in unserem Umkreis nur wenige Gießgefäße dieser Größenordnung (ca. 400 ml Inhalt) dieses „modifizierten“ Henkeltopfes bekannt wurden¹¹, kann man diese Gebrauchsmöglichkeit zur

⁹ W. Endres, Frühneuzeitliche Keramikfunde aus Dietfurt, Lkr. Neumarkt/Oberpfalz, in: VO 119 (1979), 295.

¹⁰ a) E. Klinge, Siegburger Steinzeug 1972.

b) R. Schmitz, Zur Historiographie des kölnischen Apothekenwesens, in: Deutsche Apothekerzeitung 98 (1958), 627.

c) Genaues Einschenken wird dadurch erleichtert, daß der Gießvorgang von der Seite her erfolgt, d. h. die Achse „Mündung—Schenkgefäß—Vorlage“ ist senkrecht zur Blickrichtung angeordnet. Diese alte Erfahrung wird auch heute noch bei analytischen Waagesystemen berücksichtigt, die von der Seite her bedient werden. Bei den erwähnten Schenk- bzw. Apothekenkannen erleichtert eine Griffmulde in der unteren Hälfte dieser Kannen zusätzlich den sicheren Halt der Hand.

d) Auch bei kleineren Töpfen des 15. Jahrhunderts findet sich die „versetzte“ Anordnung von Ausguß und Henkel hin und wieder, so z. B. an einem Rohrtopf mit Ösenhenkel aus dem Gäubodenmuseum Straubing (s. a.: a) Agnes Bernauer-Ausstellung — Straubing 1980, b) s. Anmerkung 5 c).

¹¹ In diesem Zusammenhang ist auf den nur sehr schwer abschätzbaren Anteil von Holz- (eventl. auch Glas-) gefäßen hinzuweisen s. a.:

a) T. Capelle, Holzgefäße vom Neolithikum bis zum späten Mittelalter 1976.

Erklärung der Form bevorzugt heranziehen, wenn auch die seitlichen Ausbuchtungen der herzförmigen Mündung damit noch nicht ausreichend begründet erscheinen. Beim vorliegenden Gefäß ist die Mehrpaßmündung auf das sonst typisch topfartige Gefäß in auffällig unorganischer Weise aufgepropft: die bei der Keramik dieser Zeit durchaus harmonisch verlaufenden Übergänge von der Gefäßschulter in die Randzone¹ zeigen kaum je derartige formale Unsicherheiten des Konturenverlaufs. Möglicherweise ist dies ein Hinweis darauf, daß es sich um keine für den Regensburger Formenbestand typische Ausführung handelt, sondern um eine mehr oder minder bewußte Nachahmung von Formen aus anderen Gebieten, z. B. aus dem Rheinland¹².

Es kann kein Zweifel bestehen, daß zur Erklärung des zusätzlichen keramischen Arbeitsaufwandes bei der Herstellung der Mehrpaßmündungen neben diesen ergologischen Überlegungen auch rein dekorative Absichten heranzuziehen sind. In einer Zeit, als die Gefäßglasur mit ihren zusätzlichen und vielfältigen Farbmöglichkeiten zumindest in Regensburg noch nicht ausreichend beherrscht wurde oder vielleicht auch nur zu teuer war, bestanden für den Hersteller (Hafner) nur wenig Möglichkeiten einzelne Gefäßtypen ohne allzugroßen Aufwand (Ritz-, Applikationsdekor etc. s. u.) besonders hervorzuheben oder zu schmücken. Eine dieser Möglichkeiten war die Mehrpaßmündung, die zumindest im Bereich der Gefäßmündung eine durchaus dekorative Auflockerung bewirken mag — wenn dies auch jeder Betrachter oder Benutzer anders empfinden wird — besonders im Vergleich zu den durchwegs gestrafft erscheinenden Umrissen des üblichen Gebrauchsgeschirrs, wie Koch- und Vorratstöpfen, bei denen der Mehrpaß in dieser Zeit praktisch nie nachzuweisen ist.

Während bei den Gefäßtypen „Kanne“ und „Henkeltopf mit Mehrpaßmündung“ formale und funktionale Kriterien sowie die realen Abmessungen die vorgesehene oder tatsächliche Verwendung¹³ belegen, bleibt dies bei einem kleinen, auf der Außenseite braun glasierten Vierpaßgefäß (Abb. 5, 12) unklar. Klammert man an dieser Stelle das ohnehin schwierige Problem der Außenglasur aus (s. u.), so fällt es immer noch schwer, eine einleuchtende Funktionsbeschreibung zu finden. Von der Größe her gesehen zählt der „Becher“ zu den Miniaturgefäßen (s. u.). Analoge Großformen¹⁴ sind in großer Zahl bekannt und beschrieben, doch fehlen auch für diese Großformen entsprechend gesicherte Verwendungszwecke bzw. schlüssige Erklärungen für den Gebrauch der Mehrpaßmündung. Zu denken wäre bei diesem kleinen Exemplar an ein Trinkgefäß (ca. 45 ml Inhalt) doch steht fest, daß die vierzipflige Mündungszone bei einem so kleinen Gefäß

b) G. Schiedlausky, Über den flachen Holzteller, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1954—1959, 170.

c) Über verschiedene Größen bei einem Gefäßtypus, s. a. Anmerkung 8.

¹² s. Anmerkung 10 a und Anmerkung 3 a, Nr. 6.

¹³ Die überwiegende Mehrzahl der Gefäße bzw. Fragmente des Prebrunner Fundes waren Fehlbrände, nur bei ganz wenigen Gefäßen ist die tatsächliche Verwendung an den Gebrauchsspuren erkennbar.

¹⁴ Mehrpaßgefäße finden sich in fast allen Fundberichten mit mittelalterlicher Keramik, so daß der Hinweis auf zwei Publikationen genügen mag:

U. Lobbedey, Untersuchungen mittelalterlicher Keramik 1968.

R. Koch, Mittelalterliche Trinkbecher aus Keramik von der Burg Weibertreu bei Weinsberg, Kr. Heilbronn, in: Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 6 (1979), 47.

eher hinderlich ist, da auch bei nur halbvollem Gefäß der Inhalt über die Seitenzipfel abfließt. Obwohl es schon immer Scherzgefäße gegeben hat, die den ungeschickten Trinker zur Freude der Mitzecher „tauften“, fehlen doch ernstzunehmende Hinweise auf eine derartige Verwendung von Mehrpaßgefäßen. So verbleibt als mögliche Erklärung nur die Benutzung als Spielzeug als verwandte Erwachsenenform¹⁵ und/oder als Brennprobe (s. u.) mit sekundärer Verwendung als Spielzeug. Die Datierung der Mehrpaßgefäße erfolgt durch Vergleich mit geeigneten anderen Funden.

Die Kannen sind entsprechend der Datierung des Prebrunner Fundes¹ in den Zeitraum zwischen dem späten 14. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts einzuordnen. Der Henkeltopf entspricht, abgesehen von seiner seltenen Mündungsform, in allen erkennbaren technologischen und formalen Eigenschaften dem Fund von Prebrunn¹, so daß er als gleichzeitig angenommen werden kann. Das becherartige Vierpaßgefäß ist in seinen technologischen Kriterien nicht vom Miniaturgefäß Abb. 6 zu unterscheiden — fast möchte man von der gleichen Werkstatt sprechen — das z. T. aus anderen Gründen zwischen ca. 1400 und ca. 1550 einzustufen ist. Nach derzeitigem Forschungsstand¹⁴ werden vergleichbare Vierpaßgefäße nur selten nach der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts datiert. Nachdem über die lokale Entwicklung dieser Sonderform kaum etwas bekannt ist, kann jedoch auch eine darüber hinausreichende Herstellung nicht ausgeschlossen werden.

Miniaturgefäße (Abb. 5, 6, 12)

Typologisch kann das Gefäß Abb. 6 als kleiner Topf mit weiter Öffnung und kleiner Standfläche charakterisiert werden, wobei dem Betrachter auffällt, daß die Verwendung des Terminus Topf angesichts der absoluten Abmessungen (H. 4,2 cm, Dmax. 4,5 cm ca. 30 ml Inhalt) nicht mit den üblichen Vorstellungen des Namens Topf in Größe und gewohnter Funktion übereinstimmt. Dieser Meinungsunterschied resultiert aus der überraschenden, wenn auch in Fachkreisen nicht gerade umwerfend neuen Diskrepanz zwischen normalem Sprachgebrauch und wissenschaftlicher Definition einzelner Formen der Gebrauchskeramik. Bei derartigen Definitionen ist es naheliegend und erforderlich, daß, nachdem die tatsächlichen ehemaligen Verwendungszwecke häufig unbekannt sind, nur formale Kriterien berücksichtigt werden, d. h. absolute Abmessungen sind von sekundärer Bedeutung. Auf die spezielle Problematik der Gefäßnomenklatur kann hier nicht eingegangen werden, doch sei vorgeschlagen, sich im Rahmen der eher verwirrenden Frage der Gefäßtypologie an vorhandene Systeme oder Vorschläge anzuschließen¹⁶ und sich an dieser Stelle nur mit dem Problem der Miniaturgefäße zu beschäftigen. Für diese kleinen Geschirre wurden verschiedene Funktionen diskutiert, die durchaus nicht immer am einzelnen Objekt sicher abgeklärt werden können:

¹⁵ a) E. Kunt, Spielzeug und Sozialisation, in: Volkskunst 2 (1979), 225.

b) s. Anmerkung 8, dort S. 133 mit Anmerkungen.

¹⁶ a) Th. Dexel, Über die Benennung von Gefäßformen, in: Keramos 19 (1963), 23.

b) I. Bauer, Hafnergeschirr aus Altbayern 1976.

c) H. Klusch, Versuch einer Klassifikation von Formentypen volkstümlicher Keramik Siebenbürgens, in: Volkstümliche Keramik aus Europa — Zum Gedenken an Paul Stieber 1976.

d) W. Endres, Keramikfunde in den Erdställen Trebersdorf und Untervierau, Lkr. Cham, in: Der Erdstall 4 (1978), 80.

- a) Kinderspielzeug mit entsprechender „Nachahmung“ des realen Erwachsenengerätes¹⁵,
- b) Verwendung als Brennprobe beim keramischen Brand,
- c) Sonderfunktionen, z. B. als Verpackungsmaterial (Salbengefäße etc.).

Die häufigste Interpretation für derartige Kleingefäße geht in Richtung „Kinderspielzeug“, wobei der in den letzten Jahren in der einschlägigen Literatur öfters zu findende synonyme Ausdruck Miniaturgefäß/geschirr jedoch andeutet, daß sich durchaus nicht alle Bearbeiter des entsprechenden Fundgutes der klassischen Mehrheitsmeinung „Spielzeug“ vorbehaltlos anschließen wollen. Für viele Objekte, die ja auch kleine Tiere, z. B. Pferdefiguren mit und ohne Ritter, Tonpuppen etc. umfassen, läßt sich der Spielzeugcharakter nicht bestreiten. Wenn z. B. aus dem höfischen Umkreis bis in das 16. Jahrhundert zurück¹⁷ entsprechende Gefäße und Formen bekannt sind — „Luxus“ausführungen für Kinder aus „gehobeneren“ Schichten mit Auftraggeber und Empfänger — und die einfacheren Beispiele an nahezu allen Siedlungsstellen gefunden werden, so ist im allgemeinen an ihrer kindbezogenen Verwendung nicht zu zweifeln. Warum soll gerade im 16./15. Jahrhundert bei der Verwendung dieser Kleingeschirre plötzlich ein Bruch vorliegen? Trotzdem ergeben sich einige Zweifel, wenn wegen des Fehlens vergleichbarer Großformen oder aufgrund eines erkennbaren, erhöhten arbeitstechnischen Aufwandes die Erklärung als Spielzeug nicht schlüssig erscheint. So begründen sich einige Zweifel an der Verwendung des kleinen Topfes als Kinderspielzeug derzeit v. a. in dem Umstand, daß in den umfangreichen Funden von Prebrunn¹, die durchaus eine Reihe von formverwandten Kleingeschirren mit eindeutigen Sonderfunktionen erbrachten, z. B. Sparbüchsen oder kleine Gießgefäße, analoge Großformen vollständig fehlen. Andererseits sind allein aus Regensburg derzeit drei nahezu identische Exemplare in der Art wie der Topf Abb. 6 bekannt¹⁸, d. h. wenn man einen sicher etwas hypothetischen Erhaltungskoeffizienten für spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Keramik mit einbezieht, ergibt sich, daß diese Form (bzw. ihre Herstellungszahlen) gar nicht so selten gewesen sein kann. Weiterhin läßt die formale und technische Identität der genannten drei Exemplare auf eine standardisierte Form¹⁹ schließen, die möglicherweise nur von ganz wenig Werkstätten (unter Umständen nur einer) produziert wurde (bessere Beherrschung der Glasurtechnik?).

Miniaturgefäßen wird wiederholt eine Doppelfunktion zugeschrieben, die jedoch, nachdem dies durch archivalische Quellen kaum zu sichern ist, mehr als, wenn auch vernünftige, Theorie zu gelten hat: a) Diese kleinen Geschirre dienten zur Kontrolle des Brennvorganges beim Brand, da sie ohne nennenswerten Materialverlust in bestimmten Zeitabständen aus dem Ofen entnommen werden konnten und so den Fortgang des Brandes anzeigten. b) Nach dem Brand wurden dann diese Gefäße als Spielzeug etc. weiterverwendet. Ein überraschend niedriger Preis dieser kleinen Hafnerwaren ist aus der Spätzeit mehrfach belegt²⁰. Für

¹⁷ K. Gröber und J. Metzger, Kinderspielzeug aus alter Zeit 1965.

¹⁸ s. U. Kranzfelder, Apothekenstand- und -abgabengefäße, Diss. München 1981.

¹⁹ P. Stieber, Formung und Form, Versuch über das Zustandekommen der keramischen Form, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1970/71, 7.

²⁰ a) G. Ohnhaus, Die Landhäfnerie in Schöllkrippen im unterfränkischen Vorspessart 1979.

die Verwendung als Brennprobe könnte z. B. der Umstand sprechen, daß zumindest beim Brand von glasierten Zierkacheln, die ja zumeist eine stärkere Wandung als normales Geschirr aufweisen und z. T. auch eine etwas andere Zusammensetzung zeigen ²¹, andere Brennbedingungen erforderlich waren als beim üblichen Brand mit unglasierter Ware. Gegen diese Annahme spricht möglicherweise der Umstand, daß die Verwendung von Kleingefäßen als Brennproben vorwiegend aus steinzeugproduzierenden Gebieten bekannt wurde, wo der Brand wesentlich länger dauert als bei der Herstellung von Irdenware.

Ein gewisser Bedarf an Kleingefäßen im pharmazeutisch-kosmetischen Umkreis ist in allen Ländern und Zeiten vorhanden. Entsprechende Fundnachweise lassen sich nahezu lückenlos in Keramik- oder Glasausführung erstellen. Die Verwendung dieser Kleinformen als Abgabe- oder auch als Aufbewahrungsgefäß für salbenartige Zubereitungen aus dem Umfeld der Gewürz- und Drogenhändler, die in der frühen Neuzeit eine wesentlich wichtigere Rolle spielten als heute, sowie aus dem Bereich der sich in dieser Zeit als Institution etablierenden Apotheken ²² ist naheliegend. Für einen derartigen Gebrauch spricht der Nachweis eines, wenn auch kleinen Binderandes ¹⁸, der sonst gerade bei so kleinen Gefäßen wenig Sinn hätte, aber bei den drei bereits erwähnten Exemplaren vorliegt. Die Außenglasur (s. u.) ergibt bei dieser Verwendung einen Vorteil, da der Inhalt nicht mit der (toxischen) Glasur in Kontakt kommt. Wenn sich auch diese Beobachtung in der Spätzeit mehrfach wiederholt ¹⁸, so scheint mir doch die Annahme derartiger Kenntnisse für diesen frühen Zeitraum sehr gewagt und die erwähnte Kombination (Außenglasur, pharmazeutisch empfindlicher Inhalt) nur zufällig zu sein.

Faßt man alle aufgeführten Überlegungen zusammen, so ergeben sich für die ursprüngliche Verwendung dieser Kleingefäße (Topf, Vierpaßbecher) folgende Möglichkeiten: Der kleine Topf ist mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit als Abgabe- oder Aufbewahrungsgefäß im kosmetisch-pharmazeutischen Bereich zu sehen, weniger als Spielzeug. Der Vierpaßbecher diene als Spielzeug, sofern nicht eine unbekannte Sonderfunktion vorliegt. Für beide Gefäße ist eine vorangehende Verwendung als Brennprobe denkbar, doch muß diese Annahme, da die Parallelen geographisch weiter entfernt sind, vorwiegend auch für eine andere Brenntechnologie verwendet wurden oder erst aus jüngerer Zeit gesichert überliefert sind, mit Vorbehalt betrachtet werden. Die Außenglasur kann bei diesen kleinen Gefäßen nur als Verzierung aufgefaßt werden, eine reale Funktion ist kaum vorstellbar. Auch wenn diese Glasur zweifellos zu einer gewissen Hervorhebung dieser Geschirre führt, so sollte dies nicht überbewertet werden: anhaftende Tonreste, Narben, ungleichmäßige Glasur und einige Brennfehler zeigen, daß Perfektionismus weder angestrebt noch erreicht wurde.

Zur zeitlichen Einordnung undatierter Objekte verwendet man gerne die Fundumstände oder den Vergleich mit ähnlichen oder verwandten Formen. Bei geringer Funddichte und/oder seltenen Formen führt das leicht dazu, daß die entsprechenden Bezugsstücke nur an weiter entfernten Orten nachzuweisen sind,

b) U. Pfistermeister, Tongefäßpfeifen aus dem Odenwald, in: *Volkskunst* 1 (1978), 170.

c) Brennprobenhinweis bei B. Kerl, *Abriß der Thonwarenindustrie 1871*.

²¹ Wegen der erforderlichen höheren Temperaturwechselbeständigkeit enthielten die Kachelmassen meist höher brennende Tone und schamotteartige Zusätze.

²² Chr. Habrich, *Apothekengeschichte Regensburgs* 1970.

wobei die Fundumstände häufig auch nicht besser als am eigenen Ort ermittelt wurden. Herstellungszentren, und Regensburg war sicher ein solches Zentrum, weisen zudem immer autochthone Schwerpunkte der formalen und technologischen Entwicklung auf, wenn sie auch natürlich nie frei von fremden Einflüssen sind. Umfang und zeitliche Reihenfolge dieser gegenseitigen Beeinflussung sind in den wenigsten Fällen bekannt, in Regensburg ganz sicher nicht. So soll versucht werden, die beschriebenen Gefäße nur anhand gesicherter Regensburger Funde einzuordnen, als zum soundsovielten Male nach Analogiefunden zu schieben, wie dies sehr häufig geschieht. Kunsthistorisch begründete Anschlußdatierungen bei in irgendeiner Weise künstlerisch beeinflussten keramischen Erzeugnissen wie Prunkgeschirr, Zierkacheln oder gar bei Auftragskeramik sind begründbar und vernünftig, bei den einfachen Formen des Gebrauchsgeschirrs ist dies meist sehr schwierig²³. Hier sind bevorzugt andere Kriterien heranzuziehen, wie sie z. B. in vergleichbaren technologischen Merkmale der Objekte faßbar und/oder in lokal gesicherten Funden (Bruchgruben, Stratigraphie etc.) begründet sind. Im vorliegenden Fall werden für die Datierung folgende Beobachtungen und Fakten verwendet:

- a) Die Scherbenqualität, die ihre verwandte bis identische Entsprechung in der Feinware des 15. Jahrhunderts bis etwa zum „Stichjahr“ 1633²⁴ findet und bei den naturgemäß häufiger auftretenden Funden späterer Zeiten nur noch wenige Pendants zeigt.
- b) Eine gewisse formale Ähnlichkeit mit anderen Kleingefäßen (Sparbüchsen, Gießgefäße) des 15. Jahrhunderts aus dem Prebrunn¹, die selbst gut zu datieren sind.
- c) Die fast vollständige Identität von Scherbenmasse und Glasur beim Topf Abb. 6 und dem Vierpaßbecher Abb. 5, die auf eine gleiche Werkstatttradition deuten, so daß die teilweise gesondert durchgeführte Datierung des Bechers mitverwendet werden kann: kaum später als die Mitte des 16. Jahrhunderts.
- d) Frühere Datierungen als das 15. Jahrhundert sind wegen der Glasur auf der Außenseite (s. d.) kaum zulässig, denn es würde eine nahezu selektive Erhaltung dieser Miniaturgefäße voraussetzen, dies ist aber kaum anzunehmen.

Frühe Gefäßaußenglasur (Abb. 5, 6, 12)

Soweit derzeit erkennbar ist, wurden in Regensburg, beginnend im (späten?) 15. Jahrhundert zunächst vor allem einzelne Sonderformen²⁵ — Zierkacheln sicher schon im 14. Jahrhundert²⁶ — und anscheinend nur sehr wenig Gebrauchsgeschirr glasiert. Dem Anschein nach stand die Dekorfunktion der farbigen Gla-

²³ Gerade die einfachen Gebrauchsformen der Töpfe, Kannen etc. zeigen über weite Entfernungen so große Ähnlichkeiten, daß nicht nur umfangreiche wechselseitige Einflüsse, sondern auch ergologisch bedingte, konvergente Entwicklungen von großer Bedeutung waren, die heute kaum noch aufzuklären sind.

²⁴ Belagerung von Regensburg durch die Schweden, der Prebrunn lag im Niemandsland zwischen den kämpfenden Parteien und war geplant. Die dürftigen Hinweise auf eine nochmalige Ansiedlung von 3 (?) Hafnern im späten 17. Jahrhundert im Prebrunn ließen sich bisher im Fundmaterial nicht verifizieren.

²⁵ s. Anmerkung 1, Katalogteil: R-PRE 2 — L 1 — 85 und 11.

²⁶ s. Anmerkung 3 b, Nr. 8.

surschicht (gelb, grün, braun) zunächst vor der Schutzfunktion für den porösen Scherben. Der Umfang der Porositätsminderung ist bei Außen- und Innenglasur praktisch gleichwertig. Technologisch gesehen wird bei der Außenglasur durch den Scherben nach außen dringende Feuchtigkeit des Gefäßinhaltes an der Grenze zwischen Scherbenoberfläche und Glasur gestoppt. Die Außenglasur unterdrückt, was bei Ziergeschirr eine gewisse Bedeutung haben mag, kapillarbedingte Ausblühungen an der Gefäßaußenseite. Aus vielen Gebieten ist bekannt, daß relativ häufig vor der Einführung der Glasur als echter, geschmolzener Glasschicht die Gefäßaußenseiten, manchmal auch die Innenseiten, mit einer im Vergleich zur Scherbenmasse dichteren Engobeschicht²⁷ überzogen wurden, die teilweise Bezirke aufweisen kann. Es besteht kaum ein Zweifel, wenn auch schriftliche Hinweise fehlen, daß derartige Qualitätsunterschiede der Gefäßoberfläche beobachtet und in ihrer Bedeutung erkannt wurden. Zur Erklärung dieser Verglasung werden heute folgende Vorgänge herangezogen: a) Bei der Herstellung der Engobesuspensionen gelangten immer wieder kaliumreiche, d. h. niederschmelzende Tonfraktionen zur Verarbeitung; b) die besonders kaliumreiche Holzasche (Pottasche), die sich bei der frühen Ofentechnik wiederholt auf den zu brennenden Gefäßen ablagern konnte, wirkt als starkes Flußmittel, d. h. sie setzt ebenfalls die Schmelztemperatur der Engoben herab und führt zu Versinterungen der Oberfläche, die glasurartig wirken²⁸. Absolut ungeklärt scheint, wann und wo — zufällig oder als Folge systematischer Versuche — die glasbildenden Eigenschaften von Bleierzern, Bleioxiden oder anderen Bleiverbindungen erkannt und bewußt genutzt wurden. Aus vielen, heute wahrscheinlich nicht mehr nachvollziehbaren, Einzelerfahrungen ergab sich zumindest in interessierten Werkstätten eine stufenweise Verbesserung der Glasur. In Regensburg sind die meisten dieser Stufen unbekannt, man muß zur Zeit feststellen, daß die echte Bleiglasur unvermittelt auftaucht, ohne daß man weiß, woher dieser technische Import nun tatsächlich kommt. An anderen Orten konnte man bereits den einen oder anderen Schritt dieser technologischen Entwicklung anhand archäologischer Funde fassen und nachvollziehen²⁹. Wenn sich auch die übliche Bleiglasur in der folgenden Zeit überall rasch durchsetzte, so sollte nicht vergessen werden, daß man zunächst auch andere Wege zur Gefäßdichtung beschritt und sie für erfolgversprechend ansah. Belege für diese anderen Möglichkeiten der Gefäßdichtung³⁰ finden sich wiederholt an Geschirren aus Regensburger Fundkomplexen; sie sollen kurz beschrieben werden, da sie als konkurrierende Technologien in bestimmten Zeitabschnitten von Bedeutung waren und teilweise als Datierungshilfe dienen.

A) Dichtung der Gefäßoberfläche durch Polieren. Durch diesen Vorgang werden feinste Tonpartikel in der Scherbenoberfläche vor dem Brand mehr oder minder parallel orientiert: dies führt zu einer merklichen Verdichtung und vermindert die Porosität. Das Polieren ganzer Gefäße ist jedoch aufwendig und führt

²⁷ Unter Engoben werden im allgemeinen gleich- oder andersfarbige Deckschichten aus fein geschlammten Tönen zusammengefaßt, die z. B. zur Überdeckung einer fleckig ausbrennenden Tonmasse verwendet werden oder auch nur Dekoraufgaben haben.

²⁸ s. a. W. Lehnhäuser, *Glasuren und ihre Farben* 1978.

²⁹ Chr. Guibert, *La ceramique d'Argentan*, in: *Annales de Normandie* 17 (1967), 377.

³⁰ Dies bezieht sich nur auf die poröse Irdenware des Mittelalters und der Neuzeit. Auch die Kombination dieser Technologien ist zu beobachten, d. h. geglättete, reduzierend gebrannte Irdenware (s. d. Aquamanile im Stadtmuseum Regensburg) und geglättetes graphitisiertes Schwarzgeschirr.

dennoch nie zu einer vollständigen Dichtung der Gefäße. So spielt diese Möglichkeit selten eine größere Rolle, während der andere Aspekt des Polierens, die Herstellung von beliebigen Mustern, bis zum Ausgang der Hafnerei als beliebte Dekorart zur Verzierung von unglasiertem, reduzierend gebranntem Geschirrdiente ³¹.

B) Durch Verwendung von Graphit als Masseanteil oder durch sekundäre Einlagerung von feinstverteiltem, elementarem Kohlenstoff beim reduzierenden Brand wird der Scherben unter bestimmten Voraussetzungen teilweise wasserundurchlässig (Hydrophobierung) ³². Entsprechende Herstellungs- und Brenntechniken waren bei uns während der Kelten- und Römerzeit bekannt ³³, doch muß bezweifelt werden, daß sich diese technischen Kenntnisse bis zum Mittelalter kontinuierlich erhielten. Sicher beherrschte man die Technologie des Reduktionsbrandes in Deutschland in vielen Gebieten wieder ab dem 13./14. Jahrhundert („Blaugraue Ware“ ³⁴). Eine vergleichbare Entwicklung erscheint auch für Regensburg möglich, doch ist sie nicht vollständig nachgewiesen ³⁵. In Passau-Oberzell wurde der am Ort vorkommende Graphit so erfolgreich verwendet, daß die lokalen Erzeugnisse, erkennbar an den spezifischen Stempeln, weithin verhandelt wurde ³⁶. In Regensburg hatte man diese mineralogisch-technischen Möglichkeiten nicht, man konnte nur reduzierend brennen, trotzdem wurden auch hier hochwertige „Schwarzgeschirre“ hergestellt ³⁷, vor allem im 16. Jahrhundert. Besonders häufig scheinen die genannten Techniken (graphitiertes Geschirr, Reduktionsbrand) für Gefäße angewendet worden zu sein, auch dann noch als die Bleiglasur allgemein üblich war, die für saure Inhalte wie Essige, Lebensmittel mit hohem Fruchtsäureanteil etc. vorgesehen waren. Durch Beobachtung hatte man festgestellt, daß diese sauren Bestandteile der Nahrung aus bleiglasierten Gefäßen bestimmte Anteile (in der Form der toxischen Bleisalze) herauslösten und zu Vergiftungen führten ³⁸.

- ³¹ a) Reduzierender Brand: Beim Brand wird der Luftsauerstoff durch Verschließen bzw. Abdecken des Ofens weitgehend ferngehalten.
b) L. Grasmann, Kröninger Geschirr 1978. Reduzierend gebrannte Ware z. T. mit eingelättem Dekor wurde im Kröning bis in das späte 19. Jahrhundert hergestellt.
- ³² G. Duma, Der Brand von unglasierten schwarzen Tonwaren in Töpferbrennöfen, in: Acta Ethnografica Academia Scientiarum Hungaricae 12 (1963), 367.
- ³³ a) I. Kappel, Die Graphittonkeramik von Manching 1969.
b) Terra nigra der Römer.
- ³⁴ a) s. Anmerkung 14.
b) Diese Art der reduzierend gebrannten Irdenware findet sich in den meisten Fundkomplexen aus dieser Zeit.
- ³⁵ s. Anmerkung 1, Abschnitt: Technologie. Möglicherweise handelt es sich bei einigen Regensburger Funden nicht um eine beabsichtigte Reduktion, sondern um zufällige Ergebnisse.
- ³⁶ a) I. Bauer, Zur Geschichte der Schmelztiegelherstellung in Oberzell, in: Volkstümliche Keramik aus Europa — Zum Gedächtnis an Paul Stieber 1976.
b) R. Hammel, Die Liste der Hafner in der Zell von 1630 bis heute, Ref. am 12. Internationalen Hafnereisymposium in Oberteisbach in Niederbayern, 1979.
- ³⁷ Die Fundstelle mit der Glutschale ergab auch größere Mengen an reduzierend gebrannter Ware, die eine ausgezeichnete Verarbeitung aufweisen (Veröffentl. in Vorbereitung).
- ³⁸ Vor allem in der Spätzeit (19. Jahrhundert) ergeben die von den Medizinalbehörden

Während nun die Gefäße mit den zuletzt genannten Techniken in mehr oder minder großem Umfang und Typenauswahl erhalten sind, gibt es im Vergleich so wenige Beispiele mit Außenglasur, daß es schwer fällt, eine für alle Objekte zutreffende Erklärung zu geben. Beim erwähnten Mangel an Gefäßen mit Außenglasur ist eine Differenzierung: einerseits Außenglasur bei Sonderformen und Zierkeramik und andererseits Innenglasur bei Gebrauchsgeschirr, die in Regensburg verbreitet ab dem 16. Jahrhundert nachzuweisen ist, noch nicht als allgemein verbindlich anzusehen. Die Beobachtung, daß die wenigen bisher gefundenen Objekte vorwiegend zu den Miniaturgefäßen zählen, sollte nicht falsch interpretiert werden: Kleingefäße mit mehr oder minder rundlicher Form erhalten sich einfach besser als die zerbrechlicheren Großgeschirre. Der drei- oder viermalige Nachweis von braunen oder grünen Farbtönen ist ohne Bedeutung, denn dies sind die am leichtesten zugänglichen und zugleich billigsten Farbträger bei Bleiglasuren³⁹. Wie kann man sich nun formal den Wechsel der Glasur von der Gefäßaußenseite zur Innenseite vorstellen? Die eindeutige Porosität der unglasierten hoch- und spätmittelalterlichen Scherbenmassen stellt immer wieder die Frage, wie konnte in diesen Gefäßen gekocht werden, sie sind ja nahezu als undicht zu bezeichnen. Sieht man zunächst einmal von unserem nur teilweise gesicherten Wissen über die Technik des Kochens in dieser Zeit ab⁴⁰, so erscheint die Porosität in jedem Fall als Widerspruch. Bedenkt man allerdings die häufig breiartigen Gerichte und das meist stundenlange Garen an der (nicht: auf) der offenen Flamme, so leuchtet ein, daß es bei jedem Kochvorgang zum alsbaldigen Verstopfen offener Poren kommen mußte. Hygienische Vorstellungen des 20. Jahrhunderts bei der Wiederverwendung der nur unvollkommen zu reinigenden Gefäße existierten nicht, auf keinen Fall im heutigen Sinne. Die einfache Reinigung der Innenseite von Nahrungsresten ergab prima vista eine sauber erscheinende Oberfläche, im Gegensatz zu den immer teerig verschmutzten Außenseiten. So mochte der Gedanke nicht fernliegen, die dann leichter zu reinigende Außenseite mit Glasur zu überziehen. Allerdings mußte sich bald herausstellen, daß die Außenglasur den Belastungen der üblichen Kochvorgänge nicht lange standhielt und die Innenglasur eindeutige Vorteile aufwies. Bildquellen und Funddurchsichten zeigen, daß die Außenglasur insgesamt für Großgefäße des täglichen Gebrauchs keine nennenswerte Rolle gespielt haben kann, eher bei der Zierkeramik (s. o.), wie z. B. Ofenkeramik und Ziergeschirr⁴¹. So findet sich bei den gerade noch als früh, d. h. vor 1633²⁴, einzustufenden Funden mit Glasur aus Prebrunn mit Ausnahme der Glutschale (s. u.) kein außenglasiertes Gefäß mehr; bei der Glutschale ist die Ursache für die Außenglasur so eindeutig funktionsbezogen, daß sie als Beispiel nicht in Betracht gezogen werden darf.

angeordneten chemischen Untersuchungen immer wieder sehr hohe, eindeutig toxische, Anteile löslicher Bleiverbindungen, bedingt durch zu niedrige Brenntemperaturen, wiederum verursacht durch zu hohe Holzpreise und die Armut der Hafner. Ausführliche Hinweise bei Anmerkung 31 b.

³⁹ H. P. Mielke und H. G. Bachmann, Grün- und Schwarzglasuren auf frühneuzeitlichen Ofenkacheln, Untersuchung und Reproduktion, in: Berichte der deutschen keramischen Gesellschaft 55 (1978), 5.

⁴⁰ G. Benker, Altes Küchengerät und Kochpraxis, Teil I und II, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1972/75, 136 und dto. 1976/77, 251.

⁴¹ Die Erzeugnisse der Nürnberger Preuning-Werkstatt aus dem 16. Jahrhundert zeigen sowohl Ritzdekor als auch geschnittene Verzierungen und Applikationen. Leider ist diese zum Teil hochwertige, glasierte Irdenware noch nicht monographisch bearbeitet.

Geschnittener, durchbrochener und gestempelter Dekor (Abb. 7, 8, 9, 10, 11, 18)

Vor der Diskussion der einschlägigen Funde seien die angesprochenen Techniken kurz beschrieben, die grundsätzlich auf dem „lederharten“, d. h. in bestimmter Weise vorgetrockneten, aber nicht gebrannten Gefäß angebracht werden. Unter geschnittenem Dekor faßt man kerbschnittartig wirkende, abstrakte oder gegenständliche Motive zusammen, die mit einem messerartigen, scharfen Werkzeug hergestellt werden. Während bei einer verwandten Technik, dem Ritzdekor⁴² selten größere Tiefen als 1 oder 2 mm erreicht werden, sind bei geschnittenem Dekor durchaus tiefere Einschnitte in der Gefäßwandung festzustellen. Bedingt durch die Werkzeugwahl und -haltung zeigen die beiden Techniken unterschiedliche Querschnitte: Ritztechnik weist im Prinzip einen u- oder v-förmigen Querschnitt der angegebenen Tiefe auf, während bei geschnittenem Dekor das messerartige Werkzeug vorwiegend in Schräglage angesetzt wird und daher meist ein zur Seite gekipptes, liegendes V zeigt. Beim reinen Kerbschnitt wird das Messer zumindest zweimal in jeweils entgegengesetzter Richtung geführt und eine entsprechende Menge Ton entfernt (bei den geritzten Mustern kommt es meist nur zu einer Verdrängung der Tonmasse aus der Ritzung an den Rand, so daß sehr häufig kleine Randwülste zu sehen und zu fühlen sind). Während der Ritzdekor vorwiegend als Umrißkonturierung, z. B. als Begrenzung für Malflächen mit cobalt- oder manganhaltigen Farben, verwendet wird, erzielt der Kerbschnittdekor z. T. bereits halbplastische Wirkung, z. B. die rheinischen Steinzeugbecher mit dem Distelrankenmotiv (16. Jahrhundert). Aus Funktionsgründen kommt es mit Ausnahme der Sonderformen (Scherzgefäße, Doppelwandgefäße) beim Gebrauchsgeschirr nie zum völligen Durchbruch der Gefäßwand. Soweit bisher bekannt ist, scheinen Gefäße mit Durchbruchsmotiven in Bayern zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert nur selten hergestellt worden zu sein⁴¹. Vereinzelt Beispiele mit z. T. unbekanntem Fundumständen konnten bisher diese Situation nicht stärker verändern⁴³. Erst für die Spätzeit (19./20. Jahrhundert) häufen sich dann auch bei der Hafnerware „durchbrochene“ Motive, meist in formal als maniert zu bezeichnender Ausführung, z. B. die Vexierkrüge und Nähschüsselchen aus dem Kröning^{16a}, bei Fayence, Steingut und Porzellan waren diese Ziertechniken ohnehin stärker verbreitet. Einige Neufunde aus Regensburg sind geeignet, dieses etwas einseitige Bild zu verändern. Bei der Notbergung in Prebrunn² wurde aus einer Abfallgrube im unmittelbaren Hafnerwerkstattbereich (s. u.) ein Gefäß geborgen, dessen Funktion und Dekor sich vom bisher publizierten Fundbestand aus Bayern deutlich unterscheiden (Abb. 7, 11). Das dunkelgrün glasierte Gefäß — die schillernde Iris ist sicher sekundär durch die Bodenlagerung verursacht — zeigt verschiedene formale und funktionale Elemente: Auf einem gedrehten, runden Fuß mit einer eingeschnittenen, dreieckigen breiten Öffnung befindet sich eine gesondert hergestellte, annähernd halbkugelförmige, ca. 20 cm Durchmesser aufweisende Schale mit randständigem Henkel. Eine bandartig wirkende Zone unterhalb des leicht aufgestellten und etwas verstärkten Randes wird von z. T. sternartig angeordneten, ovalen und schlitzförmigen

⁴² Bekannte Beispiele sind v. a. die blaustaffierten Wein- und Mostkannen aus dem Westerwald.

⁴³ W. Endres, Weniger bekannte Dekorarten der glasierten Irdenware des 16.—18. Jahrhunderts in Altbayern, eine erste Übersicht. Ref. am 12. Internationalen Hafnereisymposium in Oberteisbach in Niederbayern, 1979.

gen Durchbrüchen gegliedert. Der Boden zwischen Fuß- und Oberteil ist mit sieben vor dem Brand angebrachten Löchern versehen. Der dünn ausgedrehte Scherben der Schale zeigt die sichere Materialbeherrschung, wahrscheinlich auch das Wissen um die Vorteile: Der dünnwandige Scherben erleichtert den schnellen Temperaturaustausch und verlängert die Lebensdauer des Gefäßes. Je stärker die Wandung ist, umso leichter treten Wärmespannungen auf, umso eher bricht das Gefäß. Günstig wirkt sich auch der vorhandene Anteil an Ziegelgrus in der Magerung aus, der als schamotteartiger Zusatz die Temperaturwechselbeständigkeit erhöht. Die Innenseite der Schale zeigt deutliche Gebrauchsspuren.

Wenn auch vergleichbare Gefäße aus Bayern bisher kaum bekannt wurden, so zeigen zwei fast identische Fußteile (ein Exemplar im Museum der Stadt Regensburg, ein Exemplar Neufund Regensburg, s. Abb. 8), daß es sich um keinen so seltenen Typus handeln kann. Sehr ähnliche Formen finden sich relativ häufig in anderen Gegenden Deutschlands. Wohl die umfangreichste Fundvorlage mit überraschend gleichartigen Formen (Abb. 10) stammt aus Dresden⁴⁴. Diese Gefäße werden ziemlich einheitlich als Wärme-, Glut- oder Feuerschalen bezeichnet. Der Bedarf und die Verwendung ergeben sich schlüssig aus den Heiz- bzw. Feuergewohnheiten vergangener Zeiten, wo sich in den Wohnungen meistens nur ein oder zwei Feuerstellen oder Öfen befanden und in manchen Räumen die Kälte im Winter nie zu vertreiben war. So gab es fast überall irgendwelche kleineren Zusatzwärmemöglichkeiten und sei es nur für die Hände. Kennt man die Funktion dieser Gefäße, die bis in das 19. Jahrhundert weithin Verwendung fanden⁴⁵, so zeigen die entsprechenden Objekte deutlich die Funktionsmerkmale, wie das Windloch im Fußteil, die feuerrostartige Zwischenplatte und die Gebrauchsspuren auf der Innenseite. Die Durchbrüche der Randzone erfüllen wahrscheinlich eher einen dekorativen Zweck, als daß sie einer zusätzlichen Luftzufuhr dienen.

Ist man wie in anderen Fällen bei geringem eigenem Fundbestand leicht geneigt, nach fremdem Ursprung zu suchen (s. o.), so hier z. B. in Sachsen⁴⁴ oder in Franken⁴¹, so sprechen doch einige handfeste Hinweise für eine lokale Produktion dieser Wärme- oder Glutschalen:

a) Glasurfarbe und Korrosionszustand sind identisch mit entsprechenden Resten auf Brennhilfen vom gleichen Fundplatz. Brennhilfen sind meist einfache Tonplatten etc., die beim Brand von Gefäßen mit schmelzender Oberfläche das Aneinanderhaften der Gefäße verhindern sollen; sie finden sich immer in unmittelbarer Nähe des Brennofens, da sie als Abfall nie weiter entfernt deponiert wurden. Das Auffinden von Brennhilfen ist nach dem Nachweis von Öfen der beste Beweis für eine ortsansässige keramische Produktion, gleichwertig mit dem Fund von Schrüh- und Glattbrandware⁴⁶ in einem Komplex. Liegen nun auch keine Schrühbrandreste von Glutschalen aus Prebrunn vor, so gestattet doch die „Fund-

⁴⁴ a) H. W. Mechelk, Stadtkernforschung in Dresden 1970.

b) H. W. Mechelk, Seltene Keramikformen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit in Sachsen, in: Volkstümliche Keramik aus Europa — Zum Gedenken an Paul Stieber 1976.

⁴⁵ z. B. die entsprechenden Exponate in der volkskundlichen Abteilung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg.

⁴⁶ Unter Schrühbrand wird der Brand vor dem nachfolgenden Glasur- (= Glatt)brand verstanden, sofern zwei zeitlich voneinander getrennte Brennvorgänge v. a. bei der Herstellung hochwertiger Erzeugnisse benötigt werden.

kette“: Tellerschühbrände, Glattbrandware in identischer Ausführung mit dunkelgrüner Glasur, Brennhilfen mit gleicher Glasur und Scherbenmasse wie bei der Schale, den schlüssigen Beweis der lokalen Herstellung.

b) Der Fund stammt unmittelbar aus dem Zentrum der Regensburger Hafnerei vor dem 30-jährigen Krieg, dem Prebrunn. Warum sollten diese Hafner, deren andere Produkte einen hohen technischen Stand belegen, die relativ leicht anzufertigenden Glutschalen importieren?

c) Aus Regensburg wurden allein im letzten Jahr (1979), als sich das Interesse auf derartige Sonderformen konzentrierte, zwei weitere Fußteile bekannt, d. h. es gab wesentlich mehr dieser Gefäße als bisher erfaßt bzw. erkannt wurde. Vom möglichen Bedarf hergesehen ist dies keine Überraschung.

Die Datierung dieser Schale kann auf Grund der örtlichen Situation in die Zeit zwischen ca. 1550 und 1633²⁴ erfolgen. Wenn auch vereinzelt ältere, glasierte Fragmente, d. h. vor dem 16. Jahrhundert, in Prebrunn zu finden sind, so handelt es sich vorwiegend um einfachere Geschirre, Sonderformen sind selten. Die Herstellung dieser Wärmeschalen setzt meist eine gewisse Übung und Werkstatttradition voraus, so daß eine frühere Datierung wenig wahrscheinlich erscheint.

Als weiteres Beispiel für die Möglichkeiten der geschnittenen Verzierung ist ein außerordentlich reich ausgeführter Deckel eines Gefäßes mit enger Mündung aus dem Fundkomplex Königliche Villa (Bastionauffüllung) zu erwähnen, der deutlich die verschiedenen Übergänge zwischen geschnittenem und durchbrochenem Dekor zeigt. Um einen kugelartigen Deckelknopf ist ein kragenartiges, von geschnittenen Dreiecken durchbrochenes Band angarniert. Der Knopf ist von einem Netz gegeneinander versetzter, tiefer, tetraederartiger Einschnitte überzogen, vereinzelt ist die Wandung zum hohlen Kugellinneren versehentlich durchbrochen. Die Deckelplatte zeigt ein weiteres Schmuckelement, das bei uns selten gefunden wird: radförmige Einzelstempel. Die Verzierung mit Stempeln — Positiv- oder Negativeindrücke — ist in fast allen keramischen Kulturen nachzuweisen. Man unterscheidet aufgrund der Anbringungsweise zwischen Rollradstempel — hergestellt mit einer Art Butter- oder Teigradchen — und Einzelstempeln. Der Rollraddekor benötigt im allgemeinen einen Mindestdurchmesser der zu schmückenden Zone des vorgesehenen, lederharten Gefäßes, während der Einzelstempel beliebig angebracht werden kann. Eine regelmäßige Rapportwiederholung zeigt den Rollstempel an; am bekanntesten wurde wahrscheinlich der sogenannte römische Zahlen- oder Ziffernstempel. So häufig nun diese Verzierungsarten bis in das frühe Mittelalter immer wieder verwendet wurden, so selten tauchen sie noch nach dem hohen Mittelalter in Bayern auf. Die Ursachen für diesen Umstand sind unbekannt, z. T. kann man zumindest ab der Verbreitung der Glasur im 15./16. Jahrhundert annehmen, daß sie unter dickeren Glasurschichten nicht mehr zur Geltung kamen und deswegen entfielen. Neufunde aus dem Kröning (1979) zeigen allerdings, daß hier noch mit Überraschungen zu rechnen ist⁴⁷. Wenn auch dieser Deckel zur Zeit kaum Parallelen in unserem Umkreis hat, so besteht dennoch kein Anlaß, an seiner Regensburger Provenienz zu zweifeln: a) Irdenware wurde nur in seltenen Fällen verhandelt⁴⁴, b) technisch konnte der Deckel von jedem routinierten Hafner ohne Schwierigkeiten hergestellt werden,

⁴⁷ Bei Notbergungen im Herbst 1979 wurden im Kröning Schühbrände mit Rollraddekor aus dem 17./18. Jahrhundert gefunden (Museum Vilsbiburg).

c) der verwendete, weißbrennende Ton wurde gerade in Regensburg gerne für kleinere Gegenstände bevorzugt⁴⁸. Schwierig erscheint die Datierung: eine genauere Zuordnung als in das 17./18. Jahrhundert ist kaum möglich, wobei auch diese Annahme vorwiegend auf allgemeinen Überlegungen (Technologie, formale Elemente, allgemeine Entwicklung etc.) beruht.

Figuraler Applikationsdekor (Abb. 13—16)

Einer der interessantesten Funde aus Regensburg, derzeit ähnlich isoliert dastehend wie der Deckel Abb. 18, ergab sich bei Umbauarbeiten in einem Haus in Prebrunn⁴⁹. Es sind Fragmente von vielleicht nur einem Gefäß (s. u.), das mit Applikationen bedeckt war. Unter Applikationsdekor versteht man die Verzierungen von Gefäßoberflächen mit fast ausschließlich gemodelten, d. h. mit Matrizen vorgefertigten, Formteilen. Weit verbreitet ist diese Technik in den Gebieten mit Steinzeugherstellung während der Renaissance und der Barockzeit, wie z. B. im Rheinland, in Thüringen und Sachsen aber auch in Creussen bei Bayreuth⁵⁰. Die Hauptverwendung findet sich auf Trink- und Prunkgeschirr, weniger bei Gebrauchsware. Wie bei den bisher besprochenen Beispielen für Durchbrucharbeiten oder geschnittenem Dekor etc. ist im altbayerischen Bereich wenig zum Vorkommen analoger Techniken und Objekte publiziert worden⁵¹.

Die erwähnten Fragmente Abb. 13, 14, 15, 16 sind durch folgende Charakteristika gekennzeichnet: Figürliche Applikationen auf einem fein gemagerten, weißlichgelben, relativ hoch gebrannten Scherben, der eindeutig Irdenwareeigenschaften wie Porosität und sichtbare Magerung aufweist. Die Bruchstücke sind nicht glasiert, bei einer kleinen Fläche auf einem der Fragmente, die das Licht reflektiert, handelt es sich um eine unbeabsichtigte Ascheglasur²⁸, die auf allen anderen Teilen fehlt. Der Schrühhbrandcharakter der Fundstücke ist offenkundig⁴⁶. Die Applikationsteile sind jeweils in der Masse dunkler gefärbt als der zugehörige Scherben, d. h. zur Herstellung wurden zumindest teilweise andere Pigmente oder Rohstoffe verwendet. Die Andrückstellen der ausgeschnittenen Applikatio-

⁴⁸ s. Anmerkung 1, Abschnitt: Technologie; Die örtlichen Gruben mit dem fast weißbrennenden, d. h. eisenarmen Ton waren wahrscheinlich schon früher erschöpft, doch fanden sich für derart kleine Gegenstände immer wieder auch kleinere, weniger ergiebige Vorkommen.

⁴⁹ Das Hausgrundstück liegt im Bereich der ehemaligen Schanzanlagen des 30jährigen Krieges (s. a. die einschlägigen Abb. der Kupferstiche des 17. Jahrhunderts im Stadtmuseum Regensburg). Ein Neubau (Bauinschrift) erfolgte wahrscheinlich erst 1728.

⁵⁰ a) E. Klinge, Deutsches Steinzeug der Renaissance und Barockzeit 1979.

b) E. Klinge, Creussener Steinzeug 1977.

c) J. Horschik, Steinzeug 15.—19. Jahrhundert, Von Bürgel bis Muskau 1978.

⁵¹ a) Ein absolut unbearbeitetes Problem stellt in diesem Zusammenhang der sogenannte „Judith“krug im Regensburger Stadtmuseum dar, der aus stilistischen Überlegungen in das 16. Jahrhundert datiert wird.

b) s. Anmerkung 43: durch L. Albrecht wurde aus Eggenfelden ein Schrühhbrandfragment mit Applikationsdekor aus dem 17./18. Jahrhundert bekannt (unveröffentl.).

c) Ein umfangreicher Neufund mit Applikationsdekor sowie „Malhornware“ im Juni 1980 (Rottal) erweitert die Kenntnisse dieser Warengruppe sehr deutlich. Der Nachweis von Schrühhbrandware und Glattbrandqualitäten sichert zweifelsfrei die lokale Herstellung. Datierung: ca. 1. Drittel 17. Jahrhundert (Vorbericht in: W. Endres, *Schönere Heimat* 1980, 3/4).

nen an den lederharten Scherben sind an mehreren Stellen deutlich zu erkennen. Drehspuren auf der Scherbeninnenseite sichern die Zugehörigkeit der Fragmente zu Gefäßen, die auf der Drehscheibe hergestellt wurden, d. h. die Bruchstücke stammen nicht von Ofenkacheln. Die unterschiedlichen Farben der einzelnen Applikationen (der „Engelskopf“ s. Abb. 16 ist z. B. auffällig dunkler als der Putto) können die Zugehörigkeit zu zwei oder mehr Gefäßen nicht ausschließen, doch kommen derart unterschiedliche Brennfärbungen gelegentlich auch auf einem Gefäß vor, wenn der Brand unregelmäßig verlief. Die erkennbaren Motive sind: „Löwen“kopf mit großer blattartig geformter Zunge en profil, Löwenmaskaron als Bruchstück von einer Kartusche, zwei untere Hälften stehender Figuren sowie ein Fragment mit der unteren Hälfte einer Figur, die als Begleitfiguren links einen Kinderkopf mit Schulter und rechts ein drachen- oder hundeähnliches Tier zeigt (Saturnmotiv, s. u.).

Sieht man von der grundsätzlich anderen Materialausführung, im einen Fall unglasierte Irdenerware, im anderen Fall salzglasiertes Steinzeug, ab, so finden sich die genannten Motive in dieser Art nur an einem einzigen Ort der deutschen Steinzeugherstellung: in Creussen. Das zeigen sowohl die Durchsicht der Literatur⁵⁰ als auch die Bestände deutscher Museen⁵². Die abgebildeten Applikationen lassen sich in beliebiger Häufigkeit an den Steinzeugkrügen und -kannen aus Creussen finden, ganz besonders an den sogenannten Planetenkrügen, die in friesartiger Anordnung oder in Kartuschen halbplastische Bilder der Planetenmotive der griechischen Sage wiedergeben. Objekt- und Motivvergleiche belegen die grundsätzliche Identität der Karyatiden, der Kartuschen und vor allem des Saturns mit seinen Assistenzfiguren (Abb. 15).

Die Datierung dieser Fragmente orientiert sich an zwei Umständen:

a) Lt. E. Klinge⁵³ ist die Blütezeit der nachgewiesenen Motive in Creussen in etwa zwischen 1630 und 1650.

J. Horschik verweist auf ein frühestes, bekanntes datiertes Exemplar eines Kruges mit diesem Kartuschentyp im Hamburger Museum f. Kunst u. Gewerbe von 1620 und gibt als Herstellungszeit einen Schwerpunkt von 1620—1630 an (Brief vom 26. 3. 1980).

b) Die Fragmente kamen sicher vor 1728⁴⁹ in die Erde und befanden sich in einer ungegliederten Schicht, die nur Keramik des 15.—17. Jahrhunderts enthielt⁵⁴. Nachdem bisher nur sehr wenige Hinweise gefunden wurden, daß in Prebrunn nach dem 30-jährigen Krieg noch einmal nennenswert Hafnergeschirr erzeugt wurde, können diese Bruchstücke sowohl nach diesem Krieg als Abfall auf das Gelände der ehemaligen Schanzanlagen gekommen sein — dagegen spricht das weitgehende Fehlen glasierter Ware jüngerer Zeiten — oder aber auch kurz vor 1633 im direkten Umkreis hergestellt und als verworfener Bruch angefallen sein. So widersprechen die örtlichen Befunde kaum der kunsthistorisch begründeten Datierungen nach E. Klinge und J. Horschik.

Während nun die Datierung ausnahmsweise keine Schwierigkeiten bereitet, kann die Herkunft dieser auffälligen Bruchstücke nicht in einem Satz beschrieben

⁵² z. B. Bayerisches Nationalmuseum München, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Hetjensmuseum Düsseldorf.

⁵³ mdl. Mitteilung E. Klinge, s. a. Anmerkung 50 a/b.

⁵⁴ Datierung durch Vergleich mit den Funden aus Prebrunn, s. Anmerkung 1.

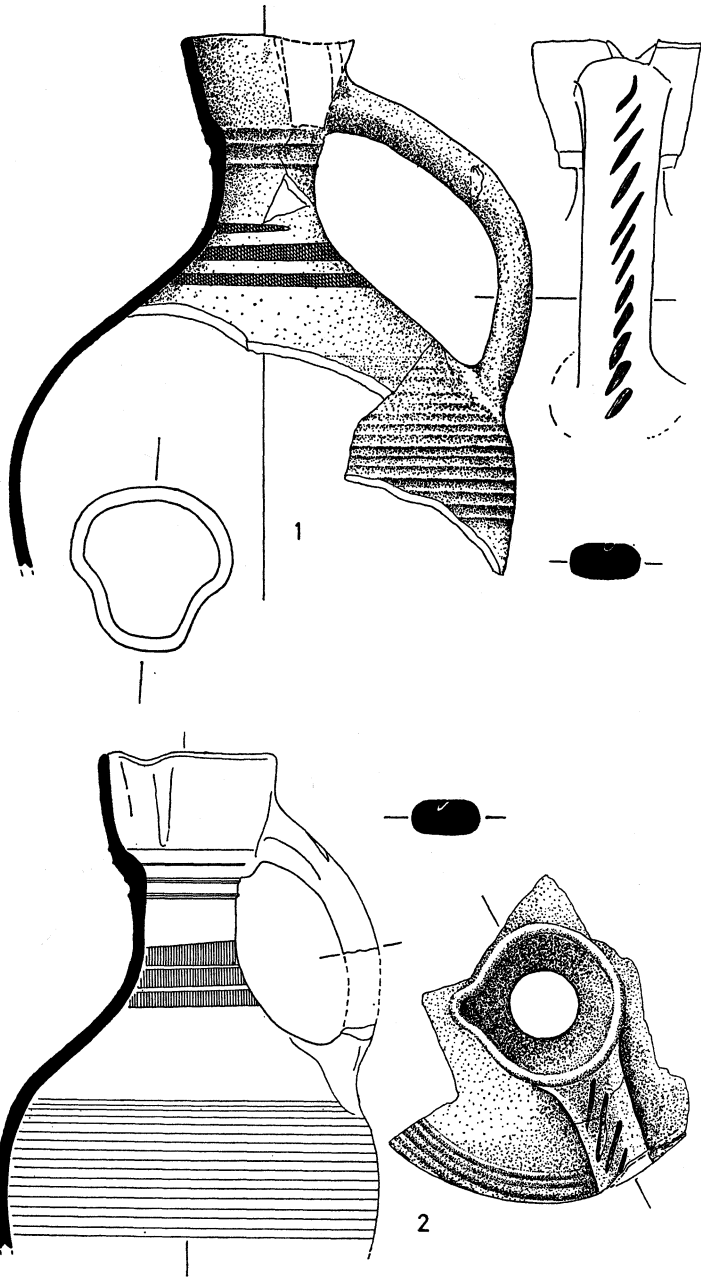
werden. Zunächst sprechen die Motive und ihre unwahrscheinlich gleichartige Ausführung für eine Creussener Produktion. Wenn auch die Irdenware dieses Ortes noch nicht bearbeitet ist, so gibt es doch einige archivalische Hinweise, daß nicht nur Steinzeug gebrannt wurde⁵⁵, gesicherte Stücke sind jedoch nicht bekannt. Es ist zwar nicht grundsätzlich auszuschließen, daß irgendwo auch einmal unglasierte, verzierte Irdenware ausnahmsweise gehandelt wurde, doch sprechen dagegen im vorliegenden Fall folgende Gründe: a) unglasierte Irdenware kann gerade in Creussen für das weithin berühmte, salzglasierte, z. T. mit Emailmalerei verzierte, Steinzeug keine Exportkonkurrenz gewesen sein. b) Schrühbrände sind von keinem Ort als Handelsware bekannt, sie werden nur am Herstellungsort gefunden. Dieser letzte Umstand spricht, so überraschend dies zunächst erscheint, für den eindeutigen Regensburger Ursprung dieser „nachgeahmten Creussener Ware“. Es kann kein Zweifel bestehen, daß in der fraglichen Zeit hier der Versuch unternommen wurde, das Creussener Steinzeug zu kopieren. Die Regensburger Tone gestatten keinen Steinzeugbrand⁵⁶, so daß ein Ausweichen auf hochgebrannte Irdenware nahelag. Wenn auch der stark fragmentierte Zustand der Bruchstücke keine echten Maßvergleiche mit gesicherten, intakten Creussenformen zuläßt, z. B. bei der Saturndarstellung (s. Abb. 15 die gestrichelte Zone), so deuten doch einige Umstände daraufhin, daß „Regensburger“ Matrizen von Originalen aus Creussen abgeformt wurden, was in Creussen selbst kaum erforderlich gewesen wäre, oder frei nachgeahmt wurden. Die Applikationen der Fragmente sind durchschnittlich kleiner als die entsprechenden Vorlagen, das entspricht der üblichen Verkleinerung um die Größenordnung der Brennschwindung. Die Übernahme von fremden Formen ist nicht selten und aus vielen Orten mit dieser einschlägigen Dekortechnik bekannt und belegt⁵⁷. Fast alle Teile zeigen bei den Details eine Vergrößerung, die ebenfalls durch die Formübertragung, v. a. bei schlechten Vorlagen, unterstützt wird: die Konturen entsprechen sich maßstabsgerecht, Einzelheiten gehen verloren. Einige Details unterscheiden sich dabei so stark von der Vorlage, daß man davon ausgehen muß, daß das Motiv des Originals nicht mehr verstanden wurde oder die Ausarbeitung von Feinheiten nicht mehr als erforderlich erachtet wurde (z. B. die in den Vorlagen noch sehr fein ausgeführten Balustervasen in Höhe der Puttodarstellung am Kartuschenfragment, die bei der Imitation auf einen sinnlos wirkenden Doppelkegel mit einigen Kerbschnitten reduziert ist; auch der ursprünglich stark plastische Engels- oder Puttokopf wird nur noch als fratzenhafte Maske wiedergegeben).

An dieser Stelle sei den Regensburger Bürgern gedankt, durch deren Entgegenkommen, die hier aufgeführten Objekte der keramischen Bearbeitung zugänglich gemacht wurden. Hier soll auch die Bitte und Hoffnung geäußert werden, daß weitere Objekte, die sich in Privatbesitz befinden, der Öffentlichkeit durch *zeitweiliges* Überlassen an den Verfasser über die wissenschaftliche Auswertung bekannt werden.

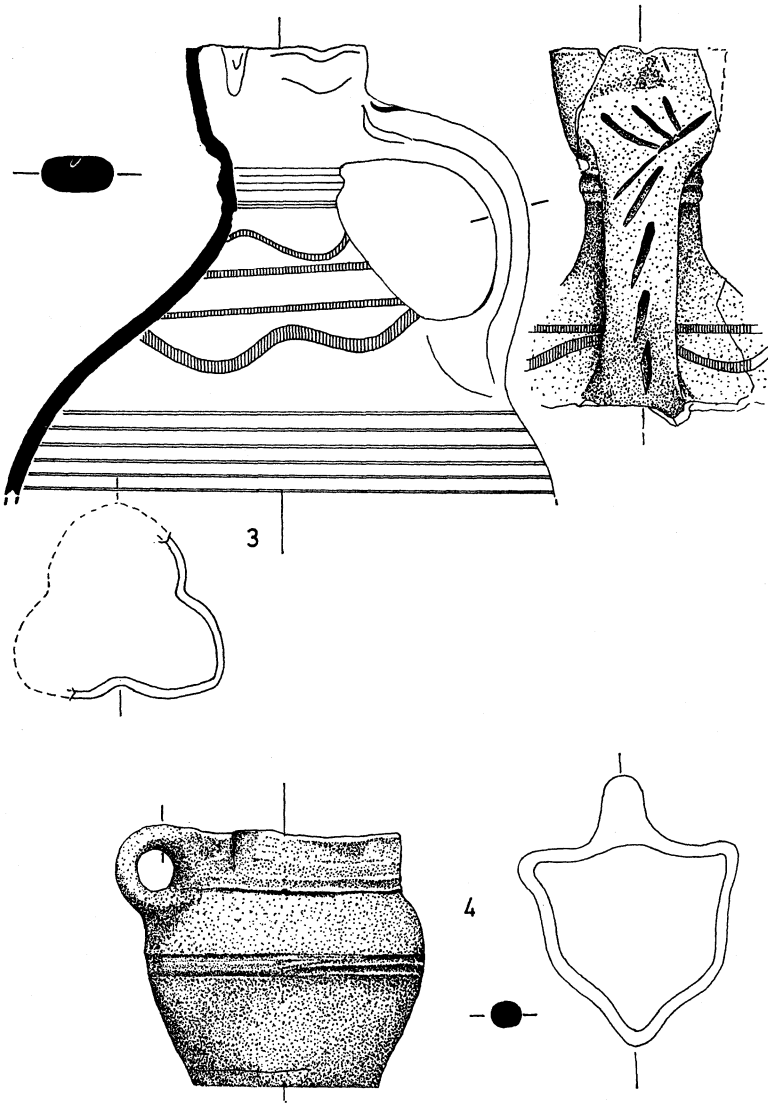
⁵⁵ J. Kröll (Creussener Steinzeug), im Druck.

⁵⁶ s. Anmerkung 3 a, Nr. 6.

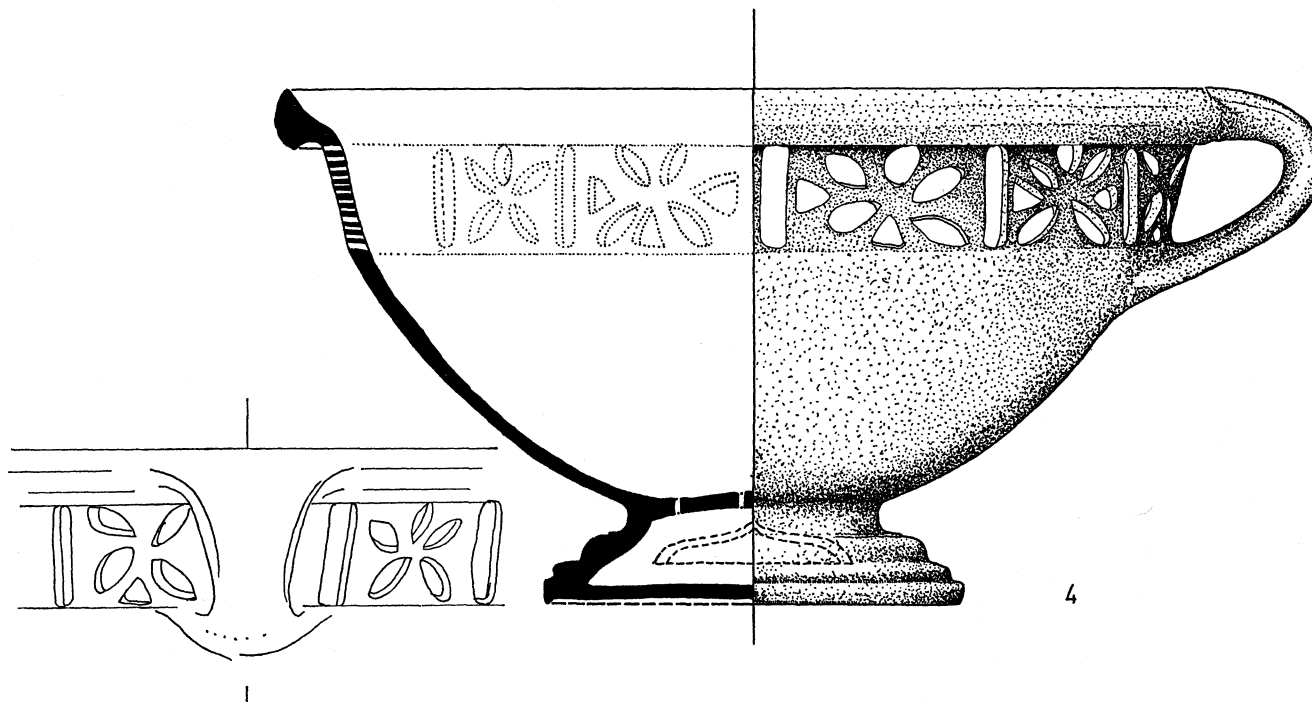
⁵⁷ V. Loers, Andree Hanntlas und der Meister der Imperatorenkacheln, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1980, 93.



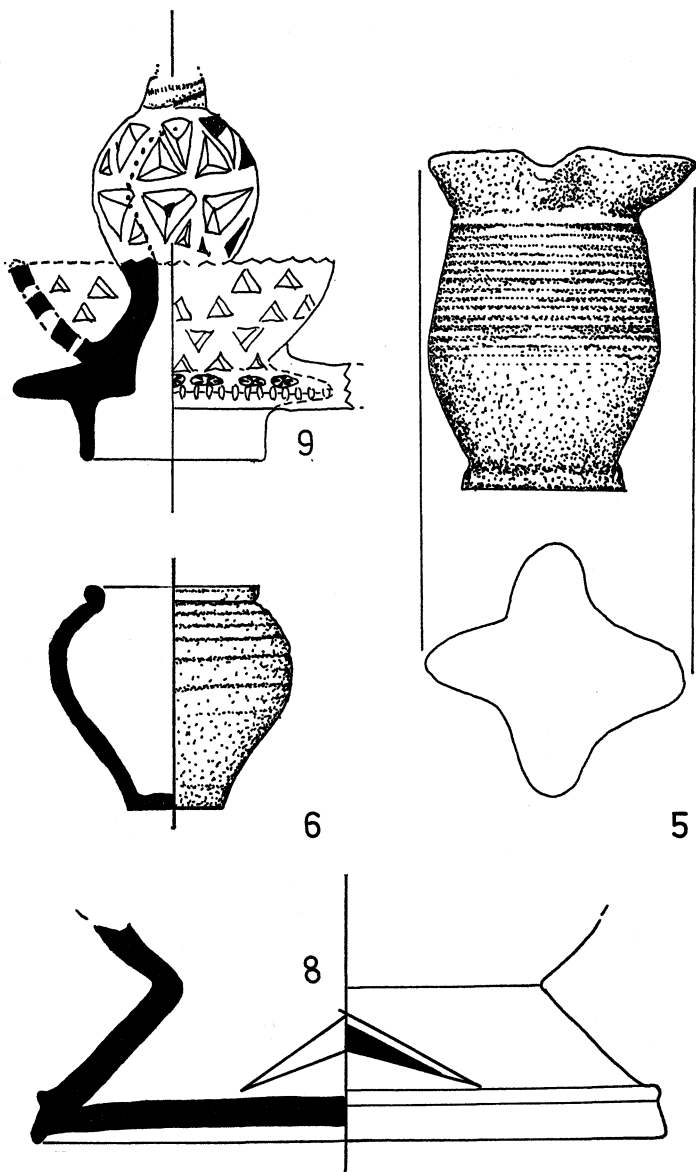
Tafel 1 Regensburger Keramik des 15.—17. Jahrhunderts. M. ca. 1 : 3



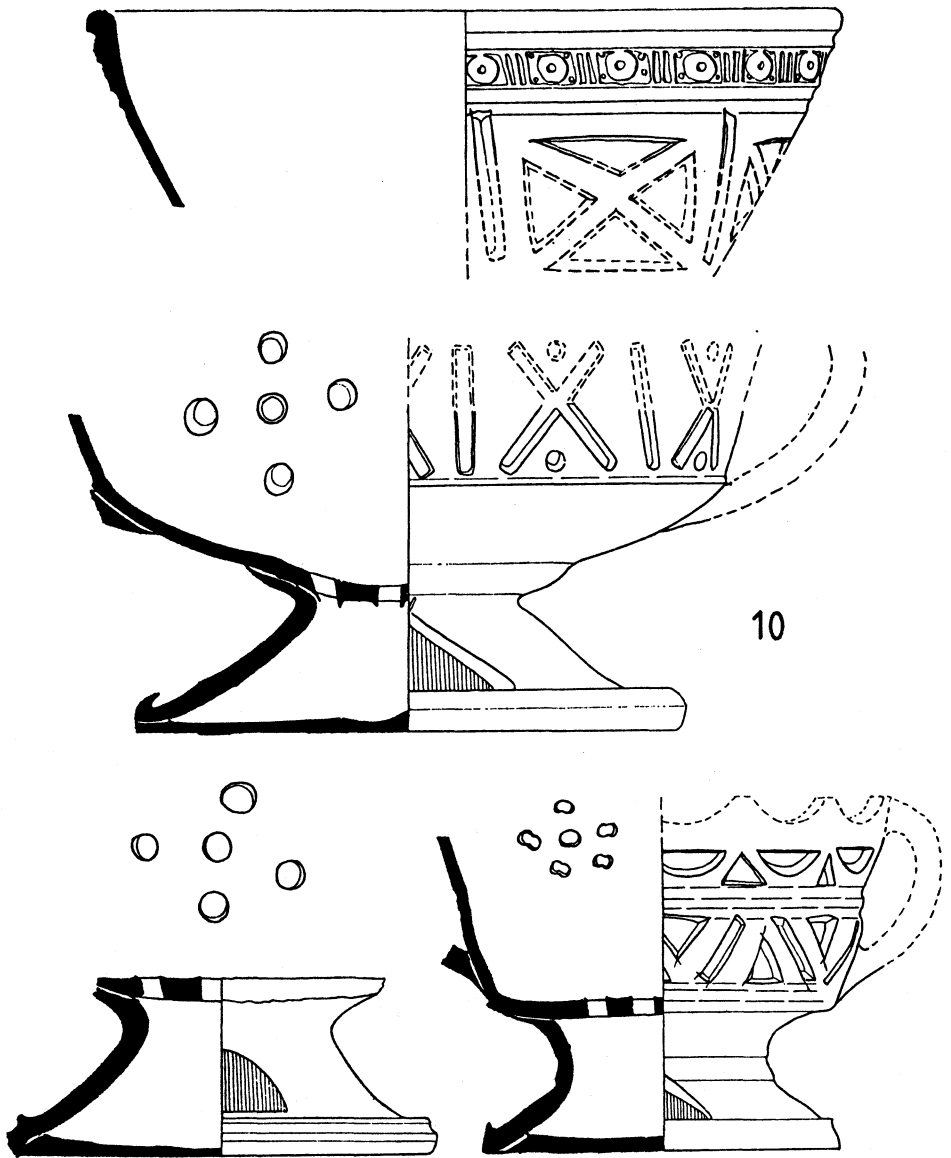
Tafel 2 Regensburger Keramik des 15.—17. Jahrhunderts. M. ca. 1: 3



Tafel 3 Regensburger Keramik des 15.—17. Jahrhunderts. M. ca. 1: 2



Tafel 4 Regensburger Keramik des 15.—17. Jahrhunderts. M. ca. 1 : 5



10

Tafel 5 Regensburger Keramik (Wärmeschalen aus Sachsen, nach H. W. Mechelk, s. a. Anmerkung 44 a). M. 1 : 3



Abb. 11 Glutschale (s. a. Abb. 7)

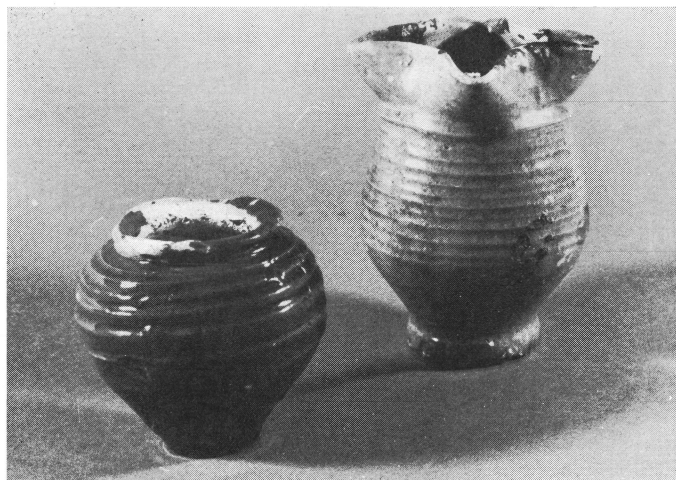


Abb. 12 Miniaturgefäße Topf und Vierpaßbecher (s. a. Abb. 5 u. 6)

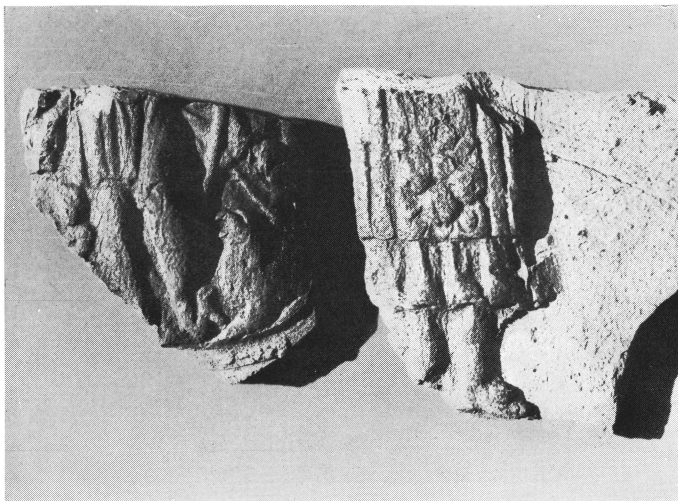


Abb. 13 Fragmente m. Applikationsdekor (s. a. Fd. Nr. 10 f und e)



Abb. 14 Fragment m. Applikationsdekor (s. a. Fd. Nr. 10 g)

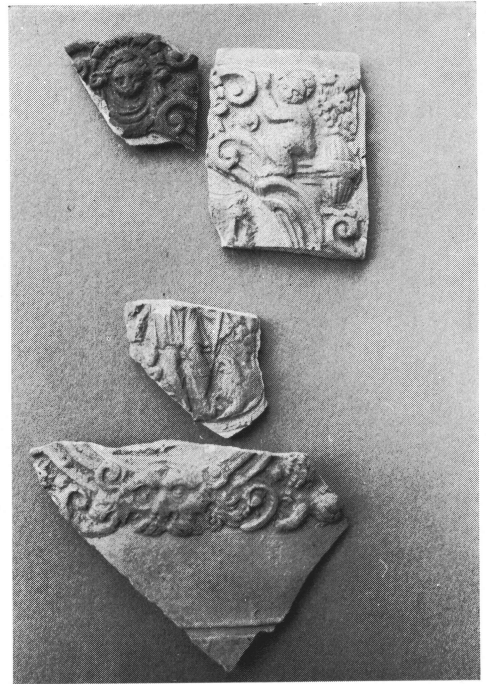
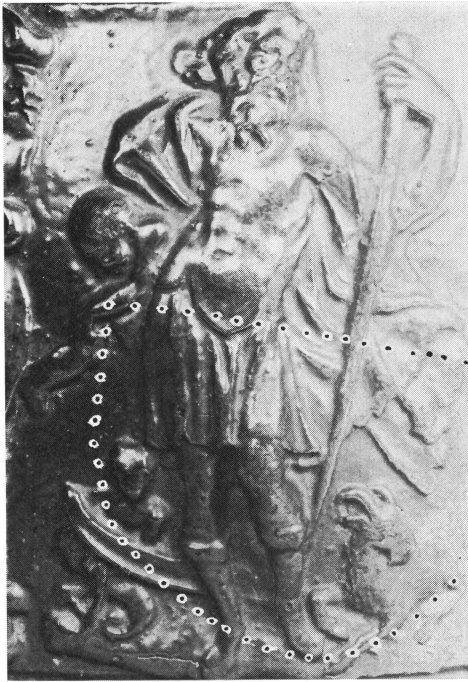
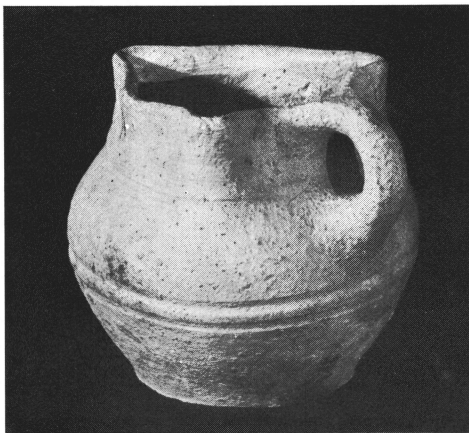


Abb. 15 Saturnmotiv von einem Creussener „Planetenkrug“ (Stadtmuseum Regensburg)

Abb. 16 Fragmente mit Applikationsdekor (s. a. Fd. Nr. 10 c, d, e, g)

Abb. 17 Henkeltopf mit Mehrpaßmündung (s. a. Abb. 4)

Abb. 18 Deckeltopf (s. a. Abb. 9)



Maße s. Fundbeschreibung